Lotte Rose | Friedrich Schorb (Hrsg.)

Fat-Studies in Deutschland

Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung

BELTZ JUVENTA

Lotte Rose | Friedrich Schorb (Hrsg.)
Fat Studies in Deutschland

Lotte Rose | Friedrich Schorb (Hrsg.)

Fat Studies in Deutschland

Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C089473
FSC
www.fsc.org

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3464-6 Print
ISBN 978-3-7799-4531-4 E-Book (PDF)

1. Auflage 2017

© 2017 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Hannelore Molitor
Satz, Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Fat Studies in Deutschland. Eine Einführung 7
Lotte Rose, Friedrich Schorb

Politiken gegen Gewichtsdiskriminierung

Fat Studies 16
Esther D. Rothblum

Dick ist kein Schimpfwort! Kollektive Strategien gegen Gewichtsdiskriminierung 31
Friedrich Schorb

Dickenaktivismus in Deutschland. Die Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung e.V. 53
Stephanie von Liebenstein

Schutz vor (Über-)Gewichtsdiskriminierung – ein Thema im deutschen Recht? 66
Susanne Dern

Wie (er)geht es Menschen mit hohem Körpergewicht?

Stigmatisierung und internalisiertes Stigma bei Adipositas. Interventionsmöglichkeiten 86
Claudia Luck-Sikorski

„What's wrong with being fat?" – Erzählungen zum Dicksein von Menschen mit hohem Körpergewicht 97
Eva Tolasch

Dickleibigkeit in Kunst und Medien

Fette Kunst 124
Kristina Kulicova

Über die gesellschaftliche Undenkbarkeit von Fat Sex
und die Lust am dicken Körper 141
Natalie Rosenke

„Dicke Frauen“ – eine Theaterproduktion über Körperbilder 160
Nora Graupner

Dickleibigkeit in helfenden Berufen

Wie spricht Soziale Arbeit über Übergewicht? Ergebnisse
einer explorativen Befragung von Studierenden der Sozialen Arbeit 172
Paulina Schmitt, Lotte Rose

Dicke Körper und Macht. Lookismus und Bodyismus
in der Sozialen Arbeit 186
Katharina Avemann, Linda Kagerbauer

Übergewicht als Thema der Jugendhilfe. Ergebnisse einer Exploration
im Allgemeinen Sozialen Dienst eines Jugendamtes 204
Katharina Schuckmann, Lotte Rose

„Gute Dicke – schlechte Dicke“? Wie die Haltung und das Verhalten
professioneller Helfer zu Gewichtsdiskriminierung
im Gesundheitswesen beitragen 219
Sabine Fischer

Alternsprozesse zwischen erwartetem hohen Körpergewicht
und drohender Unterversorgung 230
Christine Meyer

Autorinnen und Autor 247

Fat Studies in Deutschland

Eine Einführung

Lotte Rose, Friedrich Schorb

Während es noch nicht lange her ist, dass füllige Körper Zeichen von Attraktivität, gutem Leben, Wohlstand und Macht waren, erscheinen sie seit einiger Zeit als gesellschaftlich drängendes Problem, gegen das etwas getan werden muss. Dabei werden unterschiedliche Diskursfiguren mobilisiert, um hohes Körpergewicht mit Nachdruck als problematische Abweichung hervorzubringen und zu plausibilisieren (Schorb 2008). Hohes Körpergewicht wird erstens kontextualisiert als Ergebnis sozialisatorischer Defizite: Unzureichend ausgebildete Selbstdisziplin und Triebkontrolle lassen maßlos essen und die Körper massiger werden. Zweitens wird es mit Sucht assoziiert und damit mit einer psychischen Krankheit, die das Individuum so überwältigt, dass es seine Essensimpulse nicht mehr normgerecht steuern kann. Drittens wird seit mittlerweile zwei Jahrzehnten von einer regelrechten Epidemie der ‚Übergewichtigkeit' gesprochen – ein Wording, das die körperlichen Entgrenzungsphänomene als unheimliche, um sich greifende Ansteckungsgefahr konstruiert, mit der die ‚Dicken' die ‚Schlanken' und den gesellschaftlichen Wohlstand bedrohen. So heißt es, die ‚Adipositas-Epidemie' habe zur Folge, dass schon bald die Mehrheit der Bevölkerung zu dick sein werde. Die kollektive Gewichtszunahme sei für den Fortbestand der Menschheit gefährlicher als der Welthunger, für das Ökosystem Erde ähnlich zerstörerisch wie der Klimawandel und für die Stabilität der Volkswirtschaften insgesamt höchst bedrohlich, denn der Anstieg der Zahl der Menschen mit hohem Körpergewicht führe über kurz oder lang zu einem Zusammenbruch der Gesundheitssysteme. Die Epidemie sei schließlich auch deshalb so dramatisch, weil sie erstmals seit Jahrhunderten zu einer rückläufigen Lebenserwartung in den Industrieländern führen werde (Vgl. Schorb 2015).

In dieser kritischen Stimmungslage geraten dicke Menschen in einen spezifischen, sie diskriminierenden Aufmerksamkeitsfokus. Sie werden nicht nur zu einer gesellschaftlichen Belastung erklärt, sondern auch persönlich verantwortlich für ihr Körpergewicht gemacht und fortwährend bedrängt, an ihrem Körper zu arbeiten und ihn den idealisierten Gewichts-

normen anzupassen. Diese Zugriffe erscheinen legitim, fürsorglich und verantwortungsvoll gegenüber den betroffenen Menschen.

Wie tief die Ablehnung des dicken Körpers reicht, lässt sich mit empirischen Daten belegen: 71 Prozent finden einer aktuellen Umfrage im Auftrag der Krankenkasse DAK zufolge dicke Menschen unästhetisch. 15 Prozent vermeiden bewusst den Kontakt zu ihnen. 37 Prozent der Befragten sorgen sich ständig, bereits zu dick zu sein oder es womöglich zu werden. 17 Prozent machen aktuell eine Diät zur Gewichtsreduktion (forsa 2016). In einer Umfrage unter Schülerinnen und Schülern in den USA, Kanada und Island gaben die Befragten aus allen drei Ländern an, dass Gewichtsdiskriminierung ein sehr ernstes Problem und ein hohes Körpergewicht der mit Abstand häufigste Anlass für Diskriminierung an ihrer Schule ist (Puhl et al. 2015a).

Verschiedene Autorinnen und Autoren sprechen vor diesem Hintergrund von einer ausgeprägten ‚Dicken-Feindlichkeit' in den industrialisierten Gesellschaften (u.a. Sikorski et al. 2012). An anderen Stellen wird in Anlehnung an die Begriffe des Rassismus und Sexismus von ‚Fatismus' gesprochen, der Menschen mit hohem Körpergewicht trifft, negativ stigmatisiert und ihre Entwicklungs- und gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten massiv einschränkt. ‚Fatismus' bzw. Gewichtsdiskriminierung lässt sich damit einreihen in die gesellschaftlichen Phänomene des Bodyismus und Lookismus, mit denen Herrschaftsverhältnisse aufgrund körperlicher Merkmale bezeichnet werden (Winker/Degele 2009).

Während die politischen und juristischen Anstrengungen zur Verhinderung von sozialen Diskriminierungen in den letzten Jahren wertvolle Erfolge erreicht haben und die öffentlichen Auseinandersetzungen dazu, wie die Gleichstellung stigmatisierter Gruppen zu sichern ist und sie vor Missachtungen und Exklusion zu schützen sind, zugenommen haben, scheinen die ‚Dicken' davon bislang fast gänzlich ausgenommen. Obwohl die Sensibilität dafür gestiegen ist, dass und wie Menschen aufgrund von Behinderung, Alter, Geschlecht und Ethnie, sexueller Orientierung und Religion Benachteiligung erfahren und die Gleichstellung dieser Gruppen mit dem ‚Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz' (AGG) gesellschaftlich als Norm festgeschrieben wurde, gibt es eine kritische Bewegung gegen die tagtäglichen Diskriminierungen von Menschen mit hohem Körpergewicht in Deutschland erst in Ansätzen. Die sozialen Drangsalierungen und Exklusionen dicker Menschen werden in der Öffentlichkeit noch kaum als solche wahrgenommen, geschweige denn thematisiert.

Gleichwohl zeichnen sich auch Veränderungsimpulse ab – vor allem international, aber auch in Deutschland. In aktuellen Umfragen, durchgeführt in den USA, Kanada, Island und Australien sprechen sich bis zu Dreiviertel der Befragten dafür aus, Diskriminierung aufgrund eines hohen Körperge-

wichts in die bestehende Anti-Diskriminierungsgesetzgebung zu integrieren (Puhl et al. 2015b; Puhl/Suh/Li 2016). Und auch in Deutschland wird anlässlich der geplanten Novellierung des Allgemeinen Gleichstellungsgesetzes (AGG) eine Ergänzung um die Kategorie ‚Körpergewicht' bzw. ‚äußeres Erscheinungsbild' öffentlich diskutiert (Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung 2016).

Auch die akademische Beschäftigung mit Gewichtsdiskriminierung hat in den letzten Jahren einen Boom erlebt. Noch vor wenigen Jahrzehnten ein Nischenthema, ist die Anzahl der Veröffentlichungen zu Gewichtsdiskriminierung in Fachzeitschriften kaum mehr zu überblicken und internationale Kongressreihen widmen sich exklusiv der Thematik. Allerdings beschränken sich diese Forschungs- und Publikationsaktivitäten immer noch ganz überwiegend auf englischsprachige Länder.

Seit Mitte der 2000er Jahre entwickelt sich ausgehend von den USA mit den Fat Studies eine akademisch fundierte Gegenbewegung zur allgegenwärtigen Dramatisierung eines hohen Körpergewichts. Sehr bewusst setzen ihre Protagonistinnen und Protagonisten dabei die stigmatisierende Bezeichnung ‚Fat' für ihre Zwecke ein. Forschende, die sich Fat Studies zugehörig oder assoziiert fühlen, beteiligen sich nicht an der Wissensproduktion zur ‚Schädlichkeit des Übergewichts' und zur Optimierung der Techniken der Gewichtsreduktion. Sie verweigern sich vielmehr diesem hegemonialen ‚Diskurssog', indem sie Fragen stellen, die in diesem nicht gestellt werden können. Sie schaffen einen ‚Diskurs zweiter Ordnung', indem sie die öffentlichen Verhandlungen zum ‚Übergewicht' selbst analytisch in den Blick nehmen – die Art und Weise, wie über ‚Übergewicht' von wem wann und wo mit welchen Interessen gesprochen wird, wie ‚Wahrheiten' über das hohe Körpergewicht hervorgebracht, plausibilisiert und legitimiert werden. Dies umfasst Fragen wie: Wie wird Dicksein auf welcher Grundlage definiert und dargestellt? Wie wird es zu einem Problem gemacht? Wie hat sich dieses historisch verändert? Was symbolisiert der dicke Körper auch in unterschiedlichen sozialen und ethnischen Kulturen?

Eine weitere zentrale Forschungsperspektive der Fat Studies ist die kritische Erkenntnisproduktion zur Diskriminierung von hohem Körpergewicht, immer auch in Verbindung mit dem Anliegen, Gewichtsdiskriminierung zukünftig zu überwinden oder zumindest zu reduzieren. Dies führt zu Fragen wie diesen: Warum werden dicke Menschen diskriminiert und wer profitiert davon? Was bedeutet es für ein Individuum, in einer körperfettfeindlich eingestellten Gesellschaft dick zu sein? Wie verändert sich dies im Lebenslauf? Wie wirkt sich Gewichtsdiskriminierung auf das Leben von dicken Menschen in Familie und Intimbeziehungen, auf dem Arbeits-, Bildungs- und Konsummarkt und im Sozial- und Gesundheitswesen aus? Wie ergeht es Kindern mit hohem Körpergewicht in ihren Familien, beim Kin-

derarzt, in der Kita, der Schule und bei den Peers? Wie sind dicke Menschen im öffentlichen Leben, in den Medien, in der Politik und Kultur positioniert? Und schließlich: Wie wird die Selbst- und Fremdwahrnehmung des Körpergewichts intersektional durch Faktoren wie soziale Lage, Geschlecht, Alter, sexuelle Identität, ethnische Herkunft und Weltanschauung geprägt? Welche gesellschaftlichen Gruppen sind besonders stark von Gewichtsdiskriminierung betroffen?

Doch Fat Studies beschränken sich nicht allein auf die akademische Auseinandersetzung mit den normativen Konstrukten und empirischen Phänomenen des hohen Körpergewichts, sondern sie wenden sich auch den gesellschaftlichen Praktiken zu, mit denen versucht wird, Diskriminierungen sichtbar zu machen, sie zu problematisieren und die Anerkennung und Gleichstellung fülliger Körper zu erreichen. So beschäftigen sich Fat Studies auch mit den kritischen künstlerischen Thematisierungen des dicken Körpers und den politischen und kulturellen Strategien zum Schutz vor Diskriminierung.

Inspiriert durch die Entwicklung der Fat Studies in englischsprachigen Ländern versammelt der vorliegende Band Beiträge aus Deutschland, die sich aus unterschiedlichen disziplinären, professionellen und praktischen Perspektiven kritisch mit der Stigmatisierung von dicken Körpern und dicken Menschen auseinandersetzen. Unter den Autorinnen sind Aktivistinnen der Fat-Acceptance-Bewegung, aber auch Außenstehende. Dass bis auf eine Ausnahme alle Autorinnen weiblichen Geschlechts sind, war von den Herausgebenden nicht beabsichtigt, scheint aber bezeichnend für das Thema und die Situation der Fat Studies und Gewichtsdiskriminierung kritisch gegenüberstehenden Bewegungen, die – so zeigt der Beitrag von Friedrich Schorb in diesem Band – historisch eng verbunden sind mit Feminismus und Frauenforschung.

Die inhaltliche Bandbreite der Beiträge ist groß. Sie bieten mit der Aufbereitung vorhandener internationaler Studien, aber auch der Darstellung eigener Empirie einen umfangreichen Datenfundus zu den Lebenswelten von Menschen mit hohem Körpergewicht. Thematisiert werden rechtliche Fragen des Diskriminierungsschutzes, die Darstellung von Dickleibigkeit in den medialen Öffentlichkeiten und Strategien einer anti-diskriminierenden Körperpolitik und -praxis am Beispiel der Fat-Acceptance-Bewegung, den Fat Studies und fettpositiver Kunst. Eine Reihe von Texten beschäftigt sich zudem mit den Praktiken der helfenden Berufe des Gesundheits- und Sozialwesens im Umgang mit hochgewichtigen Menschen – dies vor allem auch deshalb, weil hier nachweislich Haltungen gegenüber dickleibigen Menschen gang und gäbe sind, die zwar vordergründig fürsorglich gerahmt sind, aber hintergründig stark stigmatisierend wirken und bislang kaum kritisch reflektiert werden.

Esther D. Rothblum skizziert als zentrale Protagonistin der US-amerikanischen Fat Studies die Entstehung von Fat Studies als neuer wissenschaftlicher Disziplin. Sie beschäftigt sich ähnlich wie Gender oder Queer Studies mit der Frage, warum bestimmte gesellschaftliche Gruppen unterdrückt werden und wer davon profitiert. Rothblum beschreibt ökonomische und politische Gründe für die negative Betrachtung dicker Körper und vollzieht nach, wie sich dicke Körper bzw. dicke Menschen historisch zu etwas ‚Schlechtem' entwickeln konnten. Zudem stellt sie die zentralen Themen der Fat Studies dar: die Bewertung und Behandlung dicker Körper in Medizin und Public Health, aber zunehmend auch die Wahrnehmung von dicken Menschen in Literatur, Film und Kunst.

Mit kollektiven Strategien gegen Gewichtsdiskriminierung befasst sich *Friedrich Schorb*. Gewichtsdiskriminierende Einstellungen in der Bevölkerung korrelieren mit konservativen politischen Positionen. Betroffen von solchen Zuschreibungen sind besonders häufig dicke Menschen, die zugleich weiteren benachteiligten Gruppen angehören: Frauen, ethnische Minderheiten, Menschen mit geringem Einkommen und niedrigem Bildungsstatus. Kollektive Strategien gegen Gewichtsdiskriminierung entstanden zunächst aus der radikalen Frauenbewegung heraus, blieben aber gesellschaftlich isoliert. Dennoch halfen sie langfristig den öffentlichen Diskurs zu verändern. Heute ist die Dickenbewegung thematisch breiter aufgestellt. Der ursprüngliche Fokus auf Identitätspolitik wird ebenso kontrovers diskutiert wie die von manchen als ‚Gentrifizierung' kritisierte Akademisierung der Bewegung.

Stephanie von Liebenstein rekonstruiert – als persönliche Erfahrungsgeschichte – die Entstehung und Entwicklung des Dickenaktivismus in Deutschland, die 2005 zur Gründung der Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung führte. Bei einem Aufenthalt in New York lernt sie die Fat Acceptance-Bewegung kennen. Dies motiviert sie, eine entsprechende Initiative in Deutschland auf den Weg zu bringen. Mit Gleichgesinnten gründet sie die Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung, die bis heute einzige Gruppe dicker Menschen in Deutschland, die sich nicht als Selbsthilfegruppe, sondern als ein professioneller Akteur der Lobbyarbeit für dicke Menschen versteht, und nach dem Motto handelt: „Wir verändern die Gesellschaft, nicht dicke Menschen."

Susanne Dern beschäftigt sich aus juristischer Perspektive mit dem Schutz vor Gewichtsdiskriminierung. Sie zeichnet nach, dass, auch wenn die Kategorie ‚Gewicht' bislang keinen Eingang in den Wortlaut des deutschen Antidiskriminierungsrechts gefunden hat, dies nicht bedeutet, dass keine rechtlichen Instrumentarien im deutschen und europäischen Antidiskriminierungsrecht gegen (Über-)Gewichtsdiskriminierung zur Verfügung stehen. Vor diesem Hintergrund stellt sie dar, wie die vorhandenen Rechts-

normen Ansatzpunkte zum Schutz vor Gewichtsdiskriminierung bieten. Dargestellt werden aber auch länderspezifische Rechtsregelungen, die die (Über-)Gewichtsdiskriminierung bereits aufgenommen haben.

Der Beitrag von *Claudia Luck-Sikorski* liefert einen umfassenden Überblick zu internationalen aktuellen Forschungsergebnissen zur Stigmatisierung hochgewichtiger Menschen. Dabei nimmt sie besonders die Selbststigmatisierung in den Blick, denn Menschen mit hohem Körpergewicht werden nicht nur besonders häufig diskriminiert, sie internalisieren die soziale Abwertung auch besonders oft – mit fatalen Folgen für das Selbstwertgefühl. Vor diesem Hintergrund widmet sich die Autorin abschließend den Interventionsmöglichkeiten auf individueller und gesellschaftlicher Ebene, um die (Selbst-)Stigmatisierungen von Menschen mit hohem Körpergewicht zu verhindern.

Eva Tolasch untersucht die Berichte von Studierenden zu biografischen Interviews, die diese im Rahmen eines Studienmoduls mit hochgewichtigen Menschen geführt haben. Dabei geht sie der Frage nach, in welchen Narrativen in der biografischen Rekonstruktion über das eigene – aktuell oder ehemals – hohe Körpergewicht gesprochen wird. Als aufschlussreich kristallisieren sich die Erzählungen zur persönlichen Genese des hohen Körpergewichts und zu den Bewältigungsstrategien heraus. Zu beiden Dimensionen werden typische Muster herausgearbeitet, die sowohl auf protektive Ressourcen als auch auf erhebliche Risiken psychosozialer Destruktion verweisen.

Was haben Kunst und Fett gemeinsam, fragt *Kristina Kulicova* in ihrem Beitrag über fette Kunst. Sie kommt zu dem Schluss, dass fette Kunst nicht einfach Kunst ist, die fette Menschen zeigt oder von fetten Menschen gemacht wurde, sondern vor allem solche Werke beinhaltet, die sich mit der gesellschaftlichen Situation von fetten Menschen künstlerisch auseinandersetzen. Kulicova illustriert ihre Ausführungen zu politisch engagierter fetter Kunst an Beispielen des Tanzes, der Performance und der Fotografie.

Über die gesellschaftliche Undenkbarkeit von Fat Sex und die Lust am dicken Körper räsoniert *Natalie Rosenke*. Sie zeigt anhand berühmter Protagonisten der Kinder- und Jugendmedien, wie sich bereits frühzeitig die Konditionierung auf den dünnen Körper vollzieht. Bei sexuell konnotierten Szenen in Romantikfilmen und Komödien ist der dicke Körper allenfalls ein Lachgarant. In den wenigen Filmen, in denen Sex mit Dicken nicht ins Lächerliche gezogen oder problematisiert wird, sorgt dies für nachhaltige Verstörungen bei Publikum wie Filmkritik. Der Mangel an symbolischer Repräsentanz sexueller dicker Körper erschwert für hochgewichtige Menschen die Entwicklung einer sexuellen Identität, wie an Zitaten aus Foren für dicke Menschen gezeigt werden kann.

In ihrem Beitrag über das Theaterprojekt „Dicke Frauen“ schreibt *Nora Graupner* über ihre Erfahrungen bei der Durchführung eines Dokumentar-

theaterstücks mit Laiendarstellerinnen, in der diese sich mit ihren Erfahrungen als dicke Frauen auseinandersetzen. Für die Frauen hatte diese Auseinandersetzung mit der eigenen Körperbiographie bisweilen auch den Charakter einer Selbsthilfetherapie. Graupner zieht ein positives Fazit ihres Projekts vor allem für die Darstellerinnen: „Die Spielerinnen", schreibt sie, gaben an, nun „selbst gestärkt aus der Produktion zu gehen und souveräner mit sich und dem Thema zu sein".

Paulina Schmitt und *Lotte Rose* stellen die Ergebnisse einer explorativen qualitativen Befragung von Studierenden der Sozialen Arbeit vor. Angesichts dessen, dass professionelle Diskurse zum Umgang mit hochgewichtigen Menschen in der Sozialen Arbeit so gut wie nicht vorhanden sind, wurde untersucht, ob und wie das Thema in den Köpfen der – zukünftigen – Fachkräfte präsent und diskursiv gerahmt ist. Deutlich wird, dass das Sprechen der Studierenden aufgespannt ist zwischen einerseits progressiven diskriminierungskritischen und andererseits – genährt vor allem durch die Figur des ‚gesundheitsschädlichen Übergewichts' – paternalistischen Haltungen, die Diskriminierungen reproduzieren, jedoch als solche nicht reflexiv zugänglich waren.

Katharina Avemann und *Linda Kagerbauer* verfolgen die Frage wie Soziale Arbeit, deren erklärtes Anliegen die Sicherung von Entwicklungs- und Teilhabemöglichkeiten für alle Menschen in ihrer Verschiedenheit ist, dazu beitragen kann, Lookismen und Bodyismen im Allgemeinen und Gewichtsdiskriminierung im Speziellen zu identifizieren und zu verhindern. Dabei benennen sie nicht nur eine bezeichnende Lücke im Fachdiskurs Sozialer Arbeit, der ansonsten für soziale Exklusionen und Stigmatisierungen sehr sensibel ist, sondern sie liefern auch – am Beispiel der Mädchenarbeit – praktische Anregungen zur Sensibilisierung für alltägliche Stigmatisierungsvorgänge und zu ihrer Vermeidung.

Katharina Schuckmann und *Lotte Rose* präsentieren die qualitativen Befunde einer empirischen Exploration im Allgemeinen Sozialen Dienst eines Jugendamtes. Anliegen war, Erkenntnisse dazu zu gewinnen, wie Jugendhilfe in ihrer Praxis mit hochgewichtigen Menschen umgeht. Dazu wurden Fachkräfte und ein junger Mann, der von der Jugendhilfe betreut wird, befragt. Die Äußerungen der Professionellen waren gekennzeichnet von Abwehr und Bagatellisierung auf der einen Seite und Mitteilungen zu Interventionserfordernissen auf der anderen Seite, wobei sich die Narrative stark an die Diskursfiguren der öffentlichen Adipositas-Debatte anlehnten.

Sabine Fischer setzt sich mit der Frage auseinander, wie das Verhalten professionell Helfender zu Gewichtsdiskriminierung im Gesundheitswesen beiträgt. Sie arbeitet hierzu zwei unterschiedliche Patientenfiguren heraus: Die ‚guten Dicken' haben immer wieder gewichtsreduzierende Maßnahmen versucht und halten sich an medizinische Verhaltensempfehlungen, die

‚schlechten Dicken' tun dies weniger und ziehen deshalb bei Professionellen Ablehnung auf sich. Um sowohl mit den ‚guten' als auch den ‚schlechten' Hochgewichtigen therapeutisch gelungen arbeiten zu können, plädiert Fischer für ein aufrichtiges Interesse am hochgewichtigen Patienten.

Christine Meyer beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem Phänomen, dass ein hohes Körpergewicht bei alten Menschen nicht nur stärker erwartet, sondern auch akzeptiert wird. Stattdessen gerät die Mangel- und Unterernährung eher in den professionellen Problemfokus. Diesem Umbruch in der Problemwahrnehmung geht die Autorin anhand gerontologischer Fachliteratur nach, um abschließend Überlegungen dazu anzustellen, welche ernährungskulturellen Erfahrungen die Generation der gegenwärtig älteren Menschen in den Phasen des Hungers der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie des Überflusses der Wirtschaftswunderzeit gemacht haben und welche Auswirkungen dies auf ihre Körpergewichtserfahrungen hat.

Literatur

forsa (2016): XXL-Report. Meinung und Einschätzungen zu Übergewicht und Fettleibigkeit. Berlin: forsa Politik- und Sozialforschung GmbH

Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung (2016): Merkmal „Körpergewicht" soll ins Allgemeine Gleichbehandlungs-Gesetz aufgenommen werden. http://www.openpr.de/news/924967/Merkmal-Koerpergewicht-soll-ins-Allgemeine-Gleichbehandlungs-Gesetz-aufgenommen-werden.html (Abfrage: 24.11.2016)

Puhl, R./Latner, J./O'Brien, K./Luedicke, J./Danielsdottir, S./Salas, X. (2015a): Potential Policies and Laws to Prohibit Weight Discrimination: Public Views from 4 Countries. In: Milbank Quarterly 93, H. 4, S. 691–731

Puhl, R./Latner, J./O'Brien, K./Luedicke, J./Forhan, M./Danielsdottir, S. (2015b): Cross-national perspectives about weight-based bullying in youth: nature, extent and remedies. In: Pediatric obesity 11, H. 4, S. 241–250

Puhl, R./Suh, Y./Li, X. (2016): Legislating for weight-based equality: national trends in public support for laws to prohibit weight discrimination. In: International journal of Obesity 40, H. 8, S. 1320–1324

Schorb, F. (2008): Adipositas in Form gebracht. Vier Problemwahrnehmungen. In: Schmidt-Semisch, H./Schorb, F. (Hrsg.): Kreuzzug gegen Fette. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 57–79

Schorb, F. (2015): Die Adipositas-Epidemie als politisches Problem: Gesellschaftliche Wahrnehmung und staatliche Intervention. Wiesbaden: Springer VS

Sikorski, C./Luppa, M./Brähler, H./König, H-H../Riedel-Heller, S. (2012): Obese Children, Adults and Senior Citizens in the Eyes of the General Public: Results of a Representative Study on Stigma and Causation of Obesity. In: PLoS ONE 7(10): e46924. doi:10.1371/journal.pone.0046924

Winker, G./Degele, N. (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript-Verlag

Politiken gegen Gewichtsdiskriminierung

Fat Studies[1]

Esther D. Rothblum

It has taken us a lifetime but today we draw the line
No one is going to fault us for our needs, our loves, our size
For we are shattering that mirror, and silencing that voice
And claiming our own beauty as a right, a gift, a choice
Aus dem Lied „Beauty“ von Estelle Freedman (2007)

Was sind Fat Studies?

Bei Fat Studies handelt es sich um eine Forschungsrichtung, die sich kritisch mit gesellschaftlichen Einstellungen gegenüber dem Körpergewicht und dem äußeren Erscheinungsbild auseinandersetzt und im Hinblick auf den Körperumfang für eine Gleichbehandlung aller Menschen eintritt. Fat Studies streben die Überwindung der negativen Assoziationen an, die Dicksein und dicken Menschen in der Gesellschaft anhaften. Sie sehen Gewicht – genau wie Körpergröße – als menschliches Merkmal, das innerhalb jeder Population sehr stark variiert. Marilyn Wann, eine der ersten Aktivistinnen, die die Bezeichnung „Fat Studies“ verwendeten, schrieb (Wann 2009, S. x): „Anders als herkömmliche Herangehensweisen an Gewicht widersetzt sich der Ansatz von Fat Studies nicht der schlichten Tatsache, dass Menschen ein sehr unterschiedliches Körpergewicht haben, sondern befasst sich vielmehr damit, wie Menschen und Gesellschaften mit dieser Gegebenheit umgehen.“ Forscher/innen, die sich mit Fat Studies beschäftigen, werfen die Frage auf, warum wir Menschen unterdrücken, die dick sind, und wer von dieser Unterdrückung profitiert. In dieser Hinsicht ähneln Fat Studies akademischen Disziplinen, deren Augenmerk auf Ethnizität, Geschlecht oder Alter liegt.

---

1 Dem vorliegenden Beitrag liegt der Text „Fat Studies“ von Esther D. Rothblum zugrunde, erschienen als Kapitel 11 (S. 173–183) im *Oxford Handbook of the Social Science of Obesity*, herausgegeben von John Cawley, 2011, Oxford University Press. Abdruck der deutschen Übersetzung mit freundlicher Genehmigung von Oxford University Press, USA. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Sabine Lang.

Das ‚Size Acceptance Movement' (Bewegung für Körpergewichtsunabhängige Akzeptanz) hatte seine Anfänge im Jahre 1969 mit der Gründung der National Association to Advance Fat Acceptance (NAAFA/Nationale Vereinigung für die Akzeptanz dicker Menschen; anfänglich: National Association to Aid Fat Americans/Nationale Vereinigung zur Unterstützung dicker Amerikaner/innen) durch William Fabrey. Bis heute ist die NAAFA in den USA die wichtigste Organisation, die sich für eine Abschaffung gewichtsbedingter Diskriminierung einsetzt (siehe naafa.org). Sie hat eine Gesundheitsrechtserklärung für Dicke (Declaration of Health Rights for Fat People) erstellt, veranstaltet einmal im Jahr eine Konferenz, veröffentlicht einen Newsletter und arbeitet darauf hin, die Diskriminierung dicker Menschen im Bildungswesen, am Arbeitsplatz und in den Medien aus der Welt zu schaffen.

In den 1970er Jahren gründete in Los Angeles eine Gruppe dicker Frauen den Fat Underground (Fishman 2008), um gegen die Ärzteschaft mobil zu machen, die Dicke durch Diäten und medizinische Behandlungen diskriminiert. Zwei Mitglieder dieser Gruppe, Judy Freespirit und Aldebaran, verfassten das Fat Liberation Manifesto (1983, Manifest zur Befreiung der Dicken). Das Manifest forderte Respekt und Gleichberechtigung für Dicke, entlarvte die falschen Behauptungen der Diätbranche und schloss – in Anlehnung an Karl Marx – mit dem Aufruf: „Dicke aller Länder, vereinigt euch! Ihr habt nichts zu verlieren." (Freespirit/Aldebaran 1983, S. 53)

Sowohl die NAAFA als auch der Fat Underground verwendeten das Wort „dick" („fat") und nicht „adipös" („obese") oder „übergewichtig" („overweight"). Englische und deutsche medizinische Termini (z. B. „obese" bzw. „adipös") gehen für gewöhnlich auf griechische oder lateinische Bezeichnungen zurück. Wenn sich unterdrückte Gruppen organisieren, ersetzen sie häufig die bisherige medizinische oder klinische Diagnose (z. B. „homosexuell") durch Wörter, die deskriptiver oder eingängiger sind (z. B. „gay" oder „schwul"). Manchmal machen sie sich hierbei Wörter zu eigen, die zuvor gegen sie verwendet wurden oder abschätzig gemeint waren (z. B. „queer"). Ähnlich war es auch bei den Aktivist/innen der Dicken-Bewegung. Sie waren der Ansicht, dass die Bezeichnungen „Übergewicht", „Untergewicht" und „Normalgewicht" sämtlich den Eindruck vermitteln, es gebe ein erreichbares „ideales" Gewicht, obwohl das Körpergewicht in Wirklichkeit äußerst variabel ist.

Der gegenwärtige Schlankheitswahn

Forscher/innen im Bereich der Fat Studies untersuchen, warum das Thema Gewicht in westlichen Kulturen gegenwärtig eine regelrechte Obsession ist.

Menschen in den USA haben eine ausgeprägt negative Einstellung gegenüber Dicken, übrigens ungeachtet ihres eigenen Gewichts. Der Makel, der körperlicher Fülle anhaftet, macht sich besonders bei Frauen bemerkbar. Frauen machen sich mehr Sorgen über ihr eigenes Körpergewicht als Männer, und verglichen mit Männern geben Frauen mit durchschnittlichem Gewicht, die sich selbst als dick empfinden, häufiger an, ihre Körperfülle habe sich nachteilig auf ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt und ihre sexuelle Attraktivität ausgewirkt (Tiggemann/Rothblum 1988). Das Selbstbewusstsein von Frauen hängt stärker von ihren Körpern ab als das von Männern (Thompson 1986).

In einer kapitalistischen Gesellschaft, die Menschen nach ihrem wirtschaftlichen Wert bemisst, gilt das Aussehen von Frauen häufig als ihr wertvollstes Gut im Hinblick auf Erfolg in Ehe und Beruf (siehe den Überblick in Rothblum 1994). Für eine Frau in den USA ist es schwierig, sich ihres äußeren Erscheinungsbildes nicht bewusst zu sein. Wenn Frauen gebeten werden, sich selbst zu beschreiben, beginnen die meisten (sogar beruflich erfolgreiche Frauen) mit einer Schilderung ihres Aussehens (Freeman 1986). Vorurteile und Diskriminierung aufgrund des Aussehens („Lookism") richten sich unverhältnismäßig oft gegen Frauen, die nicht weiß, nicht Angehörige der Mittelklasse, heterosexuell, jung und körperlich leistungsfähig sind. Inzwischen werden auch Männer, Kinder und sogar Haustiere zunehmend zu Zielgruppen für Diätprodukte und Dienstleistungen, die beim Abnehmen helfen sollen.

Ein riesiger Wirtschaftszweig lebt davon, dass Menschen abnehmen möchten, mit ihrem Körper unzufrieden sind und Diätprodukte kaufen. Es geht dabei um Milliardenbeträge. Würden die Menschen sich auf einmal mit ihren Körpern wohl fühlen, dann hieße das für diese Branche Einnahmeverluste oder sogar Bankrott.

Wann wurde Dicksein zu etwas Schlechtem?

Aus alten Gemälden, Fotos und Beschreibungen in Schriftquellen wird deutlich, dass es in der Frauenmode bezüglich Aussehen und Kleidung im Laufe der Zeit und in allen Teilen der Welt tiefgreifende Veränderungen gegeben hat. Brownmiller (1984) beschreibt allerdings auch Gemeinsamkeiten bei Normen für das weibliche Aussehen, die sich durch die ganze Geschichte ziehen und kulturübergreifend gelten. Erstens wird von Frauen erwartet, dass sie unbeweglich aussehen und Kleidung tragen, die ihre Bewegungsfähigkeit einschränkt. Zweitens hegt man in jeder geschichtlichen Epoche die Ansicht, dass diese einengende Optik von Frauen selbst erfunden und in die Tat umgesetzt wird. Nichtsdestotrotz halten Männer Frauen

für hässlich oder moralisch minderwertig, wenn sie sich nicht an diese Normen hinsichtlich ihres Aussehens halten. Spezifische Moden betonen häufig physische Merkmale (z. B. Größe der Füße, Körpergewicht), die bei Frauen ohnehin kleiner oder geringer ausfallen, und gehen mit Bemühungen einher, diese Merkmale noch weiter zum Schrumpfen zu bringen. Die Ärzteschaft schließlich befürwortet solche Praktiken als gesundheitsfördernd, behandelt gleichzeitig aber viele Frauen wegen medizinischer Komplikationen (z. B. Ess-Störungen, Komplikationen nach chirurgischen Maßnahmen zur Gewichtsreduktion), die von den Modepraktiken verursacht werden.

Forscher/innen, die sich mit Fat Studies befassen, haben beschrieben, wie sich in den USA die Einstellung gegenüber Dicksein zwischen den 1880er und 1920er Jahren gewandelt hat: Galt körperliche Fülle erst als gesund und attraktiv, so wurde sie später als hässlich und ungesund angesehen (Vgl. Fraser 2009). Während dieser Zeit veränderte sich die Wirtschaft der USA. Aus dem zuvor vorwiegend landwirtschaftlich geprägten Land wurde eine Industrienation. Es gab mehr Essen, und als sich die meisten Menschen genug zu essen leisten konnten, war Molligkeit kein Zeichen von Prestige mehr. Eine riesige Welle von Einwanderern kam ins Land, und Fraser zufolge „wollten sich gut situierte Amerikaner nordeuropäischer Herkunft körperlich und hinsichtlich ihrer ‚Rassenzugehörigkeit' von den eher untersetzten Einwanderern absetzen" (ebd. S. 12). Ärzte griffen diesen Trend auf und unterstützten ihn mit Waagen, dem Zählen von Kalorien und Behandlungen zur Gewichtsabnahme.

Mit Anbruch der 1990er Jahre spielten die Ärzteverbände und Pharmakonzerne eine große Rolle in der öffentlichen Gesundheitsdebatte in den USA. Lyons hat dieses Phänomen als „Obesity, Inc." („Adipositas-AG") bezeichnet (Lyons 2009, S. 79). Nachdem der Leiter der obersten U.S.-Gesundheitsbehörde, C. Everett Koop, 1995 den „War on Obesity" erklärt hatte, wurde seine Kampagne „Shape Up America" („Bringt Amerika in Form") von Weight Watchers, Slimfast und der Diätfirma Jenny Craig unterstützt (Lyons 2009). Das *Wall Street Journal* (Johannes/Stecklow 1998; McKay 2002) und die *New York Times* (Kolata 2005) haben über die Interessenskonflikte bei Gewichtsforschenden und Klinikern recherchiert, die einerseits Führungspositionen bei staatlichen Gesundheitseinrichtungen innehaben, nämlich den Centers for Disease Control und den National Institutes of Health, andererseits aber als Beratende für Pharmafirmen und kommerzielle Diätprodukte fungieren. Mundy (2001) schildert die relative Machtlosigkeit der US-Arzneizulassungsbehörde (Food und Drug Administration) gegenüber den mächtigen Pharma-Lobbys, die durchsetzen wollen, dass neue Medikamente schnell zugelassen werden.

Massenablenkungswaffen: Gesundheit und Diäten

Behandlungen zur Gewichtreduzierung erzeugen bei Patienten Versagensgefühle, liefern sie Fachleuten aus, die geringschätzig mit ihnen umgehen, bringen sie dazu, sich selbst als abartig und makelbehaftet zu erleben, bringen ihr Hunger- und Sättigungsgefühl durcheinander und lenken ihre Aufmerksamkeit von anderen Problemen ab (Wooley/Garner 1991, S. 1250).

Der Schwerpunkt bei Fat Studies liegt nicht auf Abnehmen, sondern auf gewichtsbedingter Unterdrückung und auf der Frage, wer aus dieser Unterdrückung Vorteile zieht. Wann immer man über die Unterdrückung dicker Menschen spricht, wird man allerdings gefragt, ob Dicksein denn keine Gesundheitsrisiken birgt und warum Dicke nicht einfach abnehmen können. Diese beiden Fragen stehen so oft im Mittelpunkt von Gesprächen über Gewicht, dass ich sie inzwischen „weapons of mass distraction" nenne (Massenablenkungswaffen, in Anspielung auf „weapons of mass destruction"/Massenvernichtungswaffen).

Wichtig ist zunächst, dass in den USA Gewicht und Einkommen negativ miteinander korreliert sind und diese Korrelation bei Frauen besonders ausgeprägt ist (Ernsberger 2009). Wenn Studien den Gesundheitsstatus dicker und dünner Menschen vergleichen, vergleichen sie daher zugleich Arme und Reiche. Die USA sind ein Land, in dem der Zugang zu Gesundheitsversorgung und Krankenversicherungsschutz sehr ungleich verteilt ist. Das bedeutet, dass dicke (d.h. arme) Menschen mehr Gesundheitsprobleme haben. Es besteht außerdem ein Zusammenhang zwischen niedrigem Einkommen, Erkrankungen und einer geringeren Lebenserwartung (Ernsberger 2009). Daher brauchen Studien über Gewicht und Gesundheit unbedingt eine Adjustierung für die Variable „Einkommen".

Die meisten Leute glauben, arme Menschen seien dick, weil sie sich kein nährstoffreiches Essen oder keine Mitgliedschaft in Fitness-Studios leisten können. Anders ausgedrückt: Sie gehen davon aus, dass Armut die Ursache für Dicksein ist. Ernsberger (2009) hat aber deutlich gemacht, dass die Kausalität offenbar genau entgegengesetzt ist: Dicksein führt aufgrund von Diskriminierung und sozialem Abstieg zu Armut. Er stellt fest: „Es gibt zwar Hinweise darauf, dass Armut dick macht, es gibt aber wesentlich stichhaltigere Argumente für das Gegenteil: Dicksein macht arm" (Ernsberger 2009, S. 26). Eine Reihe von Studien hat den Zusammenhang zwischen Dicksein und Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt aufgezeigt. Diese Arbeiten aus mehreren Fachdisziplinen machen deutlich, dass dicke Menschen schlechtere Einstellungschancen haben, man ihnen hinsichtlich der beruflichen Leistung viele unerwünschte Eigenschaften zuschreibt, sie an ihrem Arbeitsplatz strenger gemaßregelt werden, sie untergeordnete Aufga-

ben zugeteilt bekommen und schlechter bezahlt werden als ihre nicht dicken Kolleg/innen. Manchmal wird ihnen sogar gekündigt, weil sie entgegen der Aufforderung ihres Arbeitgebers nicht abgenommen haben (siehe die Übersichtsartikel von Fikkan/Rothblum 2005; Puhl/Brownell 2001; Roehling 1999, 2002; Soloway 2000). Auch aus den Selbstzeugnissen dicker Männer und Frauen ergibt sich, dass sie häufig bei der Arbeit diskriminiert werden (Rothblum et al. 1990). Zusätzlich zu diesen Hürden werden Dicke von Arbeitgebern als Belastung gesehen, wenn es um Krankenversicherungsschutz geht (Paul/Townsend 1995; Roehling 2002), und sie werden in den Sozialleistungsprogrammen mancher Firmen aufgrund ihres Gewichtsstatus massiv benachteiligt (Reese 2000). Frauen sind stärker von Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt betroffen als Männer, weil sie oft Servicetätigkeiten ausüben, beispielsweise als Kellnerin, Bürokraft oder Rezeptionistin. Bei diesen Tätigkeiten kann es von ihrem Aussehen abhängen, ob sie eingestellt werden oder nicht. Außerdem ist bei dicken Frauen die Wahrscheinlichkeit geringer, dass sie wohlhabendere Männer heiraten (Ernsberger 2009).

Gesundheitsrisiken werden noch durch einen zusätzlichen Faktor erhöht: Dicke Menschen berichten von schlechten Erfahrungen in medizinischen Einrichtungen (Rothblum et al. 1990) und neigen daher dazu, medizinische Versorgung – wie beispielsweise gynäkologische Routineuntersuchungen – zu umgehen (Amy et al. 2005). Studien haben gezeigt, dass Studierende der Medizin sowie Ärztinnen und Ärzte eine negative Einstellung gegenüber Dicken haben (Blumberg/Mellis 1985; Maddox/Liederman 1969). Zeigt man ihnen Videoaufnahmen von vermeintlichen ‚Patient/innen', dann bewerten sie diese Personen negativer, wenn sie so zurechtgemacht sind, dass sie dick aussehen (Breytspraak et al. 1977). Und letztendlich stellen auch die gesellschaftliche Stigmatisierung dicker Menschen und der Stress, der mit ihrem Leben als Angehörige einer unterdrückten Gruppe verbunden ist, eine Gefahr für die Gesundheit dar (Ernsberger 2009).

Im Jahre 1998 versuchten 28 % der Männer und 44 % der Frauen in den USA abzunehmen (Serdula et al. 1999), und dickere Menschen machen viel häufiger eine Diät als schlanke (Gaesser 2009). Bei den meisten Studien über Gewichtsreduktion gibt es einen erheblichen Probandenschwund, weil Teilnehmer/innen die Behandlung abbrechen, besonders dann, wenn sie der Kontrollgruppe zugeteilt wurden oder auf der Warteliste geblieben sind, ihnen die Behandlungsbedingung nicht gefällt, der sie nach dem Zufallsprinzip (Randomisierung) zugeteilt werden, oder sie nicht abnehmen (Vgl. Überblick in Rothblum 1999). Das bedeutet, dass die nach der Behandlung und bei Follow-up-Untersuchungen gewonnenen Daten auf den Teilnehmer/innen basieren, die dabei geblieben sind und bereit waren, regelmäßig die Behandlungstermine wahrzunehmen und sich an den mit der Behand-

lung verbundenen Aktivitäten zu beteiligen und erfolgreich abnahmen (Rothblum 1999). Kommerzielle Gewichtsreduktionsprogramme veröffentlichen normalerweise keine Langzeit-Follow-up-Daten. Bei Forschungsstudien beträgt aber die Langzeit-Misserfolgsquote (fünf Jahre oder länger) bei Diäten 90-95 % (Gaesser 2009). Selbst dann wird ‚Erfolg' über die Pfunde definiert, die abgenommen werden, und nicht darüber, ob die Probanden ein sogenanntes ‚Normalgewicht' erreichen und behalten, was nur selten der Fall ist.

Interessanterweise wird in den Medien, die von den gesundheitlichen Gefahren des Dickseins förmlich besessen sind, die Tatsache ignoriert, dass die Lebenserwartung gestiegen ist (Lyons 2009). Wir mögen zwar dicker sein als unsere Großeltern, aber wir werden durchschnittlich zwanzig Jahre älter als sie.

Berührungspunkte zwischen Dicksein, ethnischer Zugehörigkeit, Gesellschaftsschicht und sexueller Orientierung

Forscher/innen, die sich mit Fat Studies befassen, sind sich bewusst, dass Gewicht im Zusammenhang mit Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Schichtzugehörigkeit und sexueller Orientierung untersucht werden muss. Weil Gewicht bei Frauen so ausgeprägt mit ihrem Einkommen korreliert ist (Ernsberger 2009), wird Dicksein häufig mit Armut gleichgesetzt. Dass Dicke nicht Mitglieder in Fitness-Studios werden, wird beispielsweise dahingehend interpretiert, dass *Arme* nicht Mitglieder in solchen Studios werden. Zwar ist Diskriminierung aufgrund von Geschlecht, ‚Rasse' und ethnischer Zugehörigkeit vielerorts gesetzlich verboten, aber es gibt nur in einer Handvoll Bundesstaaten und Städte – Michigan sowie die Städte Washington, D.C., San Francisco und Santa Cruz (Kalifornien), Binghamton (New York), Urbana (Illinois) und Madison (Wisconsin) – Gesetze gegen Diskriminierung aufgrund von Körpergewicht. Entsprechend vertritt Campos (2004) die Ansicht, Vorurteile gegen Dicke seien eine subtile Art der Diskriminierung armer (und daher auch nicht-weißer) Menschen, ohne dabei offen rassistisch oder klassistisch zu sein.

Boero (2009) beschreibt den Zusammenhang zwischen Geschlecht, ‚Rasse', Schichtzugehörigkeit und Schuldzuweisung an die Mutter, denn Mütter werden oft für die Körperfülle ihrer Kinder verantwortlich gemacht. In manchen Fällen wurden sie sogar schon strafrechtlich belangt und verloren das Sorgerecht, wenn ihre dicken Kinder nicht abnahmen (siehe den Übersichtsartikel von Solovay 2000). In den Medien wird das Lebensumfeld dicker Kinder gerne so dargestellt, als sei bei ihnen „keiner daheim" (Boero

2009, S. 115). Dabei werden Mütter zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aber es wird doch unterstellt, dass Mütter – und nicht Väter – zu Hause sein sollen, um ein Auge darauf zu haben, was für Snacks ihre Kinder nach der Schule zu sich nehmen. Außerdem erwähnen Zeitungs- oder Zeitschriftenbeiträge über dicke Kinder ethnisch spezifische Lebensmittel (‚Pan Dulce' oder ‚in Schweinefett schwimmender Kohl'), woraus die Leser/innen schließen können, dass die Mütter Latinas oder Afroamerikanerinnen sind (Boero 2009, S. 116).

Wie unterscheiden sich Körperfülle und gewichtsbedingte Sorgen jeweils bei Menschen, die lesbisch, schwul, bisexuell oder transgender sind? Männer werden so erzogen, dass sie vor allem auf das äußere Erscheinungsbild ihrer Sexualpartner/innen achten. Das hat zu der Vermutung geführt, dass Menschen, die sexuelle Beziehungen zu Männern unterhalten (heterosexuelle Frauen und schwule Männer) mehr auf die äußere Erscheinung achten als solche, die sexuelle Beziehungen mit Frauen haben (heterosexuelle Männer und Lesben; Vgl. Übersichtsartikel von Rothblum 2002). Einige Untersuchungen haben bestätigt, dass dieses Zusammenspiel auch im Hinblick auf Gewicht und Diäthalten besteht (Brand/Rothblum/Solomon 1992; Siever 1994).

Es gibt relativ wenige Untersuchungen über bisexuelle Frauen und Männer; dies ist ein wichtiges Feld für künftige Forschung. Möglicherweise sind Bisexuelle irgendwo auf dem Kontinuum von Körperwahrnehmungen anzusiedeln, über die sich schwule Männer, heterosexuelle Frauen, Lesben und heterosexuelle Männer Gedanken machen. Andererseits schließen sich Bisexuelle zunehmend in eigenen ‚communities' und Organisationen zusammen und haben dadurch vielleicht auch eine eigenständige Körperwahrnehmung. Außerdem können Bisexuelle sich sowohl von männlichen als auch von weiblichen Partner/innen sexuell angezogen fühlen oder Beziehungen zu beiden eingehen (entweder gleichzeitig oder nacheinander). Dadurch lässt sich untersuchen, wie ein und dieselbe Person unterschiedlich mit Körper und Erscheinungsbild männlicher und weiblicher Sexualpartner/innen umgeht. Taubs (1999) qualitative Studie über bisexuelle Frauen legt den Schluss nahe, dass diese unter stärkerem Druck stehen, heterosexuelle Schönheitsnormen zu erfüllen (z. B. Diäthalten, Rasieren von Körperbehaarung, femininereres Aussehen), wenn sie mit Männern zusammen sind.

Bergman hat beschrieben, was passiert, wenn Transgender-Personen als weiblich oder aber als männlich wahrgenommen werden (Bergmann 2009, S. 140 f.): „Ob ich dick bin oder nicht hängt davon ab, ob ich von meinem äußeren Erscheinungsbild her für einen Mann oder eine Frau gehalten werde […] Als Mann bin ich ein beleibter Typ, aber nicht außerhalb der Norm […] Als beleibter Typ bin ich so imposant, dass irgendwelche Mistkerle

oder überhaupt Leute, die auf Ärger aus sind, ihre Feindseligkeit lieber an anderen auslassen. Ich bin so imposant, dass ich in aller Ruhe durch die Straßen spaziere, denn ich kann mich sicher fühlen, solange kein leichteres Opfer in Sicht ist. Als Frau bin ich abstoßend, ich bin nicht nur auf eine unattraktive Weise maskulin, sondern außerdem enorm dick. Die Sachen, in die ich in den hiesigen Bekleidungsläden für dicke Mädels hineinpasse, sitzen meist am Hals gut und werden dann nach unten immer weiter. Ich sehe darin aus wie eine ‚Butch'-Lesbe in einem Sack für festliche Gelegenheiten." Dieser Absatz zeigt, dass für ein Verständnis von Körpergewicht – sogar demjenigen von Frauen – ethnische Zugehörigkeit, Gesellschaftsschicht und sexuelle Orientierung mit einbezogen werden müssen.

Die Health at Every Size-Bewegung

Forschende und Kliniker/innen, die sich mit Fat Studies befassen, halten Abnehmen nicht für ein erstrebenswertes Ziel. Was für eine Einstellung haben sie also gegenüber Gewicht und Gesundheitsfragen? Die Health at Every Size-Bewegung (HAES/Gesundheit bei jedem Gewicht) ist eine öffentliche Gesundheitsinitiative, deren Augenmerk auf Gesundheit für alle Menschen liegt, ungeachtet ihres Körpergewichts (Vgl. Übersichten in Bacon 2008; Burgard 2009). Der Schwerpunkt bei HAES liegt auf einer Verbesserung der Ernährungsweise und Genuss beim Essen, aber auch auf Freude an Bewegung statt Befolgen eines strukturierten Trainingsprogramms. Die Klinikärzte, die sich bei HAES engagieren, möchten mit den Vorurteilen gegenüber Dicken aufräumen und unterstreichen die Tatsache, dass wir Gesundheit und Fitness von Menschen nicht einfach von ihrem äußeren Erscheinungsbild ablesen können. Gesundheit wird als körperliches, emotionales und geistiges Wohlbefinden definiert, und es ist den Klinikern bei HAES wichtig, dass jeder Mensch seinen/ihren Körper und dessen Aussehen mag. Burgard (2009) führt aus, dass Diäten, die Dicken verschrieben werden, bei Dünnen als Essstörungen gelten würden. Dementsprechend legen die Gesundheitsexperten bei HAES keinen sonderlichen Wert auf Körpergewicht und Diäthalten. Wenn Diäten langfristig nicht funktionieren – so ihre Argumentation – erweisen wir den Leuten durch die Förderung solcher Misserfolgserlebnisse einen schlechten Dienst. Burgard stellt fest: „Wenn Menschen in ihrem Alltag bestimmte Dinge tun müssen, um ein bestimmtes Gewicht zu erreichen, das einer Studie zufolge gesünder ist, und wenn diese Dinge (wie etwa Magenoperationen, Hungern oder vier Stunden Training am Tag) mit liebevoller Selbstfürsorge unvereinbar sind, dann ist dieses Gewicht per definitionem für diesen Menschen nicht ‚gesund'. Es ist, als würde man einem Bernhardiner so lange nichts zu fressen